

(Nachdruck verboten.)

32]

Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.

Das Gefängnisleben nahm natürlich für Jurgis ein ganz anderes Gesicht an, als er einen Zellengenossen bekam. Er konnte sich nicht mit dem Gesicht nach der Wand drehen und den Mürrischen spielen, er mußte sprechen, wenn er angeredet wurde; und er konnte nicht umhin, Gefallen an Duanes Gesprächen zu finden, — war es doch der erste gebildete Mann, mit dem er jemals zusammengekommen war. Es war kein Wunder, daß er gespannt zuhörte, wenn der andere von mitternächtlichen Wagnissen und gefährvoller Flucht erzählte, von Gelagen und Orgien, von ungeheueren Summen, die in einer Nacht vergeudet wurden. Der junge Mensch empfand eine Art humorvoller Verachtung für Jurgis, der in seinen Augen ein stumpfes Lasttier war; auch er hatte die Ungerechtigkeit der Welt empfunden, aber statt sie geduldig zu ertragen, hatte er zugeschlagen, und zwar gehörig! Er schlug immerfort um sich, — zwischen ihm und der menschlichen Gesellschaft gab es fortwährend Krieg. Er war ein vernünftiger Freiweiber, der ohne Furcht und Scham auf Kosten des Feindes lebte. Er trug nicht immer den Sieg davon, aber eine Niederlage bedeutete noch lange nicht Vernichtung, und man durfte sich dadurch nicht zu Boden drücken lassen.

Alles in allem war er ein gutherziger Mensch, — zu gutherzig, wie es schien! Seine Geschichte kam mit der Zeit heraus, zwar nicht am ersten oder zweiten Tage, aber in den langen, schleichenden Stunden, in denen sie nichts zu tun hatten, als zu sprechen, und nichts, worüber sie sprechen konnten, als ihre eigenen Personen. Ja, Duane stammte aus dem Osten; er war auf der Universität gewesen, hatte Elektrizität und Ingenieurwesen studiert. Dann hatte sein Vater Unglück in Geschäftssachen gehabt und sich das Leben genommen; und er hatte mit einer Mutter und zwei jüngeren Geschwistern dageessen. Es war auch von irgend einer Duaneschen Erfindung die Rede; Jurgis begriff die Sache nicht ganz, aber sie hatte irgend etwas mit dem Telegraphenwesen zu tun und war ungeheuer wichtig, — es steckten ganze Vermögen drin, Millionen und Millionen von Dollar. Duane wurde durch eine große Gesellschaft darum betrogen und verwickelte sich in Prozesse und verlor darüber all sein Geld. Dann hatte ihm irgend jemand einen Tip für ein bevorstehendes Pferderennen gegeben, und er hatte versucht, sein Glück mit dem Gelde eines anderen zu machen, da mußte er weglassen, und so war dann all das andere gekommen. Jurgis fragte ihn, wie er denn eigentlich auf die Idee geraten sei, Geldschränke zu erbrechen, was in seinen Augen eine ganz wilde und unheimliche Beschäftigung war. Er hatte einen Mann getroffen, der damit Bescheid wußte, erwiderte sein Zellengenosse, und eins habe zum anderen geführt. Jurgis fragte, ob er sich nie über seine Familie Sorgen mache? Manchmal, erwiderte der andere, aber nicht oft, er gestatte sich solchen Luxus nicht. Es würde nicht besser dadurch, daß man darüber nachdächte. Die Welt wäre nicht so beschaffen, daß man eine Familie haben könnte; früher oder später werde Jurgis das auch herausfinden und den Kampf aufgeben, um für sich selbst zu sorgen.

Jurgis war so ganz das, was er zu sein vorgab, daß sein Zellengenosse so offen mit ihm sprach, wie mit einem Kinde; es war nett, ihm Abenteuer zu erzählen, er war so voll von Stolz und Bewunderung, er war so unbewandert in den Sitten und Gebräuchen des Landes. Duane gab sich nicht einmal die Mühe, Namen und Orte zu verhehlen, — er erzählte alles, was ihm geglückt und was fehlgeschlagen war, er erzählte von seinen Liebesgeschichten und Bekümmernissen. Er machte Jurgis auch mit anderen Gefangenen bekannt, die er fast alle bei Namen kannte. Die Menge hatte Jurgis bereits einen Spitznamen gegeben, man nannte ihn allgemein den „Stinker“. Das schien grausam, aber es war nicht böse gemeint, und er ließ es sich mit gutmütigem Grinsen gefallen.

Unser Freund hatte wohl dann und wann einen Hauch von der Kloake, über der er lebte, erhascht, aber es war das erste Mal, daß er mit ihrem Unrat bespritzt worden war. Dies Gefängnis war eine Arche Noah von allen städtischen Verbrechern, — hier gab es Mörder, Straßenräuber, Einbrecher, Fälscher, Falschmünzer, kleine Diebe und Taschendiebe, Spieler und Schlemper, Mordies, Bettler, Vagabunden und Trunkenbolde; sie waren schwarz und weiß, alt und jung, Amerikaner und Angehörige sämtlicher anderen Nationen unter der Sonne. Es gab da verhärtete Verbrecher und ungeschuldige Leute, die so arm waren, daß niemand für sie gut-sagen wollte; alte Männer und Knaben, die buchstäblich noch nicht aus den Kinderschuhen heraus waren. Sie waren der Ausfluß aus der großen eiternden Schwäre der menschlichen Gesellschaft; es war ekelerregend, sie anzusehen und furchtbar, sie sprechen zu hören. Das ganze Leben in ihnen war in Fäulnis und Gestank übergegangen — Liebe in Brutalität, Freude in einen Fallstrick, Gott in ein Fluchwort. Sie schlenderten auf dem Hofe hin und her, und Jurgis hörte ihre Gespräche an. Sie waren weise und er unwissend; sie waren überall gewesen und hatten alles versucht. Sie konnten die ganze abscheuliche Geschichte erzählen, sie deckten die innerste Seele einer Weltstadt auf, in der Gerechtigkeit und Ehre, Frauenkörper und Männerseelen auf offenem Markt feilgeboten wurden und menschliche Wesen gleich Wölfen in einer Grube rangen und kämpften und sich gegenseitig zerfleischten; in der alle Lüste gleich Feuersbrünsten wüteten, mit Menschen als Feuerung; in der die Menschheit in ihrer eigenen Verderbenheit schwärmte, schmorte und sich im Not wälzte. In diese viehische Wirnis waren diese Menschen ohne ihre Einwilligung hineingeboren, und sie hatten sich daran beteiligt, weil sie sich nicht zu helfen wußten; daß sie im Gefängnis waren, war in ihren Augen keine Schande, denn es war bei dem Spiel von Anfang an nicht mit rechten Dingen zugegangen, die Würfel waren falsch. Sie hatten geschwindelt und gestohlen, um sich Pfennige und Kupfermünzen zu verschaffen, und sie waren eingekerkert und eingesperrt worden von Leuten, die Millionen erschwindelt und gestohlen hatten.

Jurgis bemühte sich, dies nicht immer mit anzuhören. Sie erschreckten ihn durch ihren bitteren Hohn; und die ganze Zeit hindurch weilte sein Herz in der Ferne, wo seine Lieben nach ihm riefen. Dann und wann gingen seine Gedanken mitten im Gespräch auf und davon, und dann traten ihm Tränen in die Augen, — und gleich darauf wurde er von dem Hohngelächter seiner Gefährten in die Wirklichkeit zurückgerufen.

Er verbrachte eine Woche in dieser Gesellschaft; während dieser ganzen Zeit hörte er kein Wort von den Seinigen. Er gab einen von seinen fünfzehn Cent für eine Postkarte aus, und sein Zellengenosse schrieb ein paar Zeilen an seine Familie und teilte ihnen mit, wo er war und wann er vor Gericht erscheinen werde. Es kam jedoch keine Antwort, und schließlich, am Tage vor Neujahr, nahm Jurgis von Jack Duane Abschied. Dieser gab ihm seine Adresse, oder vielmehr die seiner Maitresse, und nahm ihm das Versprechen ab, daß er ihn aufsuchen werde. „Vielleicht kann ich Ihnen einmal aus einer Patzche heraushelfen,“ sagte er und fügte hinzu, daß es ihm leid täte, seine Gesellschaft einzubüßen. Jurgis fuhr wieder im Polizeiwagen zu dem Gerichtshof hin, dem Pat Callahan vorstand.

Mit das erste, was er erblickte, als er den Saal betrat, war Teta Elzbieta, die mit der kleinen Kotrina bleich und verschüchtert in einer der letzten Reihen saß. Sein Herz fing an zu hämmern, aber er wagte nicht, ihnen ein Zeichen zu geben, und sie wagten es auch nicht. Er nahm auf der Anklagebank Platz und starrte in hilfloser Pein zu ihnen hinüber. Er sah, daß Ona nicht dabei war und zermartete sich mit Vermutungen über die Bedeutung dieses Umstandes. Eine halbe Stunde lang brütete er über solchen Gedanken, — dann richtete er sich plötzlich auf, und das Blut schoß ihm ins Gesicht. Ein Mann war hereingekommen, — Jurgis konnte die Züge nicht erkennen, weil das ganze Gesicht mit Bandagen umhüllt war, aber er kannte die plumpe Gestalt. Es war

Connor! Ein Zittern befiel ihn, und seine Glieder bogen sich wie zum Sprung. Dann fühlte er plötzlich eine Hand auf seiner Schulter und hörte eine Stimme hinter sich sagen: „Sich bleib, Du Hundesohn!“

Er gehorchte, aber seine Blicke hingen unverwandt an seinem Feinde. Der Mensch lebte noch, das war auf eine Art eine große Enttäuschung für ihn; und doch war es erfreulich, ihn so beplästert und verbunden zu sehen. Er und der Rechtsanwalt der Gesellschaft, der ihn begleitete, nahmen dicht vor der Estrade des Richters Platz; gleich darauf rief der Schreiber Jurgis bei Namen, und der Polizist zerrte ihn in die Höhe und führte ihn vor den Richter, indem er ihn fest am Arm gepackt hielt, um zu verhindern, daß er sich auf den „Boß“ stürzte.

Jurgis hörte zu, während der Mann den Zeugenstuhl betrat, den Eid leistete und seine Geschichte erzählte. Die Frau des Gefangenen hatte in einer Abteilung, die ihm nahe lag, zu tun gehabt und war entlassen, weil sie frech gegen ihn gewesen war. Eine halbe Stunde darauf war er heftig angefallen, zu Boden geworfen und nahezu erstickt worden. Er hatte Zeugen mitgebracht —

„Zeugen werden voraussichtlich gar nicht nötig sein,“ bemerkte der Richter, indem er sich Jurgis zuwandte. „Sie geben zu, daß Sie den Kläger angefallen haben?“ fragte er.

„Den?“ fragte Jurgis, auf Connor deutend.

„Ja,“ sagte der Richter.

„Ich hab' ihn geschlagen,“ sagte Jurgis.

„Sagen Sie „Euer Ehren,“ sagte der Polizist, indem er ihn in den Arm kniff.

„Euer Ehren,“ sagte Jurgis gehorsam.

„Sie haben versucht, ihn zu erwürgen?“

„Ja, Herr, Euer Ehren.“

„Schon jemals verhaftet worden?“

„Nein, Herr, Euer Ehren.“

„Was haben Sie zu Ihrer Entschuldigung anzuführen?“

Jurgis schwankte. Was hatte er zu sagen? In zwei und einem halben Jahre hatte er genug Englisch gelernt, um sich im gewöhnlichen Leben zu verständigen, aber dazu hatte nicht die Erklärung gehört, daß jemand seine Frau eingeschüchtert und verführt hatte. Er setzte ein- oder zweimal an, stammelte und stotterte, zum großen Verdruß des Richters, der wegen des Düngergeruchs nach Luft rang. Schließlich gab der Gefangene zu verstehen, daß sein Wortschatz nicht ausreiche, und sofort trat ein schmuder junger Mann vor und ersuchte ihn, sich jeder Sprache zu bedienen, die ihm geläufig sei.

Jurgis begann. In der Voraussetzung, daß man ihm Zeit gönnen werde, erklärte er erst, daß der Boß sich die Stellung seiner Frau zunutze gemacht habe, um sich ihr zu nähern, und daß er ihr mit Entlassung gedroht habe. Als der Dolmetscher dies übersetzt hatte, fiel ihm der Richter, dessen Zeit knapp war und dessen Automobil vor der Tür wartete, rasch ins Wort: „O, ich verstehe! Aber wenn er Ihrer Frau nachstellte, warum beklagte sie sich denn nicht beim Oberaufseher oder gab ihre Stelle auf?“

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Berliner Kunstsalons.

Von Ernst Schur.

Die Masse muß es bringen, denken die Leiter des Kunstsalons Keller u. Meiner und versammeln in ihren Räumen eine bunte Menge von Künstlern, die alle zusammengedrängt werden. Eine geschmacklose Anhäufung, die auf künstlerisches Empfinden keinen Anspruch erheben kann. Etwas abseits für sich ist Lesser Ury gerückt. Lesser Ury ist ein eigener Künstler, das ist zuerst zu betonen. Dann aber muß man zugeben, daß ihm das Maß, die Disziplin, die Selbstkritik fehlt. Er häuft Superlativ auf Superlativ; er proht oder er ist schwächlich, und beides wechselt ab. Seine Stillleben z. B. sind zu kraft. Wie die Farben eines Straußes vor den dunklen Hintergrund gestellt sind, das ist nur bunt; es fehlt das Abdämpfen zu einem malerischen Gesamteindruck. Die feinen Reize märkischer Naturstimmungen gibt Ury in gar zu verschwommener, wackiger Manier, der jedes Rückgrat fehlt. Und man kommt zu dem Schluß, daß ein Augenfehler der Grund dieses Sehens ist. Zuweilen — wie bei den Porträts — arbeitet Ury zu stark auf den Effekt, und die glatte Schablone, die Sächlichkeit statt Wahrheit gibt, schimmert hindurch. Der Künstler hat eine ausgesprochene Vorliebe für Gelb, Grün und Blau. Die kleinen, impressionistischen Bildchen haben

mehr Wert als die zum Dekorativen hinstrebenden Werke. Die großen Gemälde aber, wie z. B. die „Sintflut“, auch „David im Gebet“, sind unzulänglich. Die paar Alte, die am Felsen herumbaumeln, prohen zwar mit Muskeln, das Malerische aber ist ganz in den Anfängen stecken geblieben. Und der „David im Gebet“ himmelt zwar sehr schwärmerisch, er ist aber leider sehr schlecht gemalt.

Edmund Edel wirkt wie eine Rückerinnerung. Vor einigen Jahren, als die moderne Zeichnung von Frankreich her zu uns kam, waren die Salzhäuser, Ringeltangel und Varietés bei den Künstlern sehr beliebt. Sie holten dort ihre Studien, ihre Modelle. So sehen wir hier die „Kofotte“, „Moulin Rouge“, „Metropolball“, „Südenende“. Aber das Vorbild, das Französisches, merkt man jetzt zu stark. Das Malerische läßt zu wünschen übrig. Mit ein bißchen gelblicher Beleuchtung, die die Gesichter fast erlöschen läßt, ist es nicht getan. Es fehlt auch das rechte Leben, die Verbe, die für solche Stoffe unerlässlich ist. Am besten sind die Skizzen in Schwarz-Weiß, die einzelne Typen festhalten, mit zeichnerischer Sicherheit: Kavaliere, Mädchen, Spaziergänger.

Knut Hansen ist modischer. Edel wirkt dagegen Berlinerisch. Hansen sucht sich nur die Typen von Berlin W aus. Farblich hat er mehr Eleganz als Edel. Er operiert mit Schwarz und Weiß und setzt nur ein wenig helle Farben hinzu; Gelb, Rosa usw. Hansen hat Verbe. Er beobachtet scharf und weiß die Toiletten sehr geschickt und malerisch zu behandeln. Es glänzt und funkelt auf seinen Blättern, ohne daß er eigentlich sich der Farbe bedient. Sehr gut ist das Plakat zum „Alten Ballhaus“ (speziell das maffiosa Kleid der eintretenden Dame ist fein), dann auch das Plakat zu einem Bohème-Fest, auf dem ein Kunstjünger die Ankündigung liest, die Lampe, Bücher und alles Verzehrbare im Arm. Das ist breit und kräftig gearbeitet.

Das Künstlerhaus bleibt auch mit der zweiten Ausstellung auf dem bescheidenen Niveau, bei dem die Kritik eigentlich aufhört. Aus diesem Grunde wurde die erste Ausstellung, die nur Werke von Mitgliedern des „Vereins Berliner Künstler“ enthielt, hier gar nicht besprochen. Auch diese zweite Ausstellung erhebt sich kaum merklich über dieses Niveau. Der Ankündigung nach sind es Dresdener und Wiener Künstler. Das ist aber belanglos. Diese Art ist international, es ist der allertwärts zu findende Durchschnitt. — Man muß sich die guten Bissen herauspicken; das ist vielleicht schon zu viel gesagt, besser die nicht ganz schlechten, die wenigstens etwas Eigenart haben.

Da ist W. B. Kraus. Er zeigt kleine Interieurs, deren Vorzug ein mattes, graues Licht ist, das den Raum erfüllt und alle Dinge fein abstimmt. Eine bretonische Bauernstube mit Bäuerinnen hat in dieser Weise eine gewisse malerische Haltung. Die matten Zimmergeräte, das hellere Grau der häuerlichen Kostüme geben eine feine Harmonie. M. Uth malt alte, verschollene Winkel mit Routine; er betont das Farbige; seine Farben haben einen glatten, glänzenden Schmelz, und mit Betonung setzt er helle Farben auf den glatten, dunklen Grund. Eine gewisse Verbe ist in dieser Art, zugleich aber auch Mache. Ein alter Stall, eine Scheune — beide haben diese Mache, die etwa an die braunsaucige Malerei der Holländer erinnert, jedoch farbiger, moderner aufgerichtet ist. Von Franz Staffen sieht man meist nur symbolische Bilder, deren Pathos unangenehm auf die Nerven fällt. Hier zeigt er sich nun bescheidener. Kleine Landschaften, bescheidene Ausschnitte der Natur. Das Malerische tritt nur zurückhaltend auf, aber es ist da. Man sieht es. Etwas wie das Licht über einer sommerlichen Wiese leuchtet, wie die malerischen Schatten von Bäumen auf einer breiten Schloßterrasse beobachtet und festgehalten sind. Eine Beobachtung, die nicht sehr tief geht, aber Ausdauer und Ruhe hat und so manche anspruchsvolle Intimitäten in das Bild hinüberrettet. Eine ganze Reihe Kinderbilder in Pastell gefallen, weil das Material, das leichte Pastell, geschickt verwandt ist. Auf grauem Papier stehen diese Köpfe. Arme, Schultern nur angedeutet. Nur der malerische Eindruck des Kopfes ist in leichten, feinen Linien angedeutet. Speziell das Leuchten des Fleisches, das Schimmern des Haars ist betont. Diese Skizzenhaftigkeit entspricht dem Wesen dieser Technik, die ihren Reiz nicht in lebensvortäuschender Nachahmung, sondern in der Andeutung sucht. Diese Kinderbilder rühren von Schulte im Hof her.

Eine besondere Art hat W. Kandinsky, von dem der Kunstsalon Wertheim, der nachmittags unentgeltlich geöffnet ist, eine Reihe Bilder ausstellt. Der Künstler, der früher in München lebte, hält sich jetzt in Cèbres bei Paris auf. Er bringt einige zarte, frühlingsfrische Studien von dort; helle Wiesen, in zartem Rot leuchten Dächer kleiner Häuser. Eine Art weltstädtiger Kokostimmung. Am markantesten zeigt Kandinsky seine Art in den dekorativen Zeichnungen. Auf dunklem, grauem Papier ein buntes Vielerlei von Farben, Tüpfelchen neben Tüpfelchen von einer Buntheit, die an slavische Motive erinnert. Verschiedene Stoffe gibt Kandinsky in dieser Art. Damen in phantastischen Kostümen aus früherer Zeit und arabische Szenen. Ramentlich diese letzteren haben einen eigenen Charakter. Sie wirken sehr dekorativ und trotz der Buntheit geschlossen und ruhig. Mit Absicht sind die ausgesprochenen grellen Farben verwendet, weiß, gelb, grün, rot. Sie sind mit Sicherheit verteilt. Der

Wildeindruck ist da, und doch wirkt das Ganze wie ein Teppichstoff, wie gewebt, oder wie ein Glasfenster. Es ist kein willkürlicher Stil, den der Künstler mit Gewalt herbeiführen will. Die Natur gibt er ohne Zwang. Und nur die Farbenverteilung zerpflückt den farbigen Gesamteindruck und stellt die dekorative Wirkung her.

In der letzten Sommer-Ausstellung der Berliner Sezession fielen einige Plastiken und Bilder des Dänen Willumsen auf. Der Kunstsalon Schulte widmet ihm nun eine umfangreiche Kollektivausstellung, die aber eigentlich das Bild, das man von dem Künstler hat, verwirrt. Das kommt daher, weil der Künstler in sich nicht geflächt ist. Ganz offensichtlich ist in Plastik wie Malerei das Hinstreben zum Dekorativen. Aber in der Plastik bleibt Willumsen in einer blaffen Allegorie haften. Weder der zähnefletschende „Krieg“, noch der weibliche Kopf mit dem blasferten Ausdruck, „Schwäche“ betitelt, überzeugen unmittelbar. Es sind wohl neuartige Ansätze darin, doch würde ein deutscher Künstler verachtet werden, wagte er so blasse Allegorien, und in die Sezession würde er nun und nimmer hineinkommen. Das Große ist bei Willumsen nicht organischer Ausdruck, sondern wirkt nur vergrößert. Auch in den keramischen Arbeiten treibt Willumsen eine nicht einwandfreie Symbolik, da die Werte mehr aus dem Inhalt als aus der Technik und dem Stil geholt werden. Er stellt eine Base her, die er das „Wachen“ betitelt. Unten am Fuß ein brauner Streifen um die Base, der etwa Schlamm andeutet; im Mittelteil Blumen, oben Menschenkinder. Bei den Bildern, die ausschließlich dekorativ sind und darum das Entsetzen der Besucher bilden, mischt sich französischer und nordischer Einfluß. Man spürt auf einigen Straßenschildern den Einfluß der französischen Karikatur wie der modernen Stilisten in Frankreich. Dann merkt man — speziell auf dem Bilde „Niflheim“ — das Wirken des Nordischen. In eigenartig rücksichtsloser Manier vereinigt Willumsen altartarig Bild, Schnitzerei und Gobelin. Etwas Barbarisches liegt darin. Man denkt: ein starkes Temperament, ohne Zucht. Diese großen, der nordischen Gebirgswelt entnommenen dekorativen Gemälde, die mit reichlicher Verwendung von Gels gemalt sind, wirken auf die Dauer leer und wenn ein Deutscher solche leeren Flächen hinsetzen würde, würde man lachen. Tatsächlich berühren sich hier Zeitströmungen. Die „Scholle“ in München, die Vereinigung Münchener Künstler, die zum Dekorativen hinstrebt, hat die gleichen Tendenzen, nur sind ihre Mitglieder künstlerischer und ihre Bilder malerischer. Was an Willumsen tüchtig ist, das sieht man an den Skizzen, Bilder kleinen Formats (badende Jungen, sitzende Mädchen, alles auf's Große, Einheitsliche, auf den farbigen Eindruck hin angelegte Studien), die aber doch einen Stil haben, einen flächenartigen, frestehenden Stil, der aus dem Impressionismus geschäft und sicher, ohne Schönfärberei entwickelt ist. Man denkt an die jungen Künstler der Schweiz, die auch diese Tendenz zum Dekorativen haben, um aus dem Impressionismus heraus wieder zu einer großen Auffassung zu kommen.

Auch der andere Däne, Karl Nielsen, kommt als vielseitiger Künstler. Er ist Plastiker. Am besten sind seine kleinen Tierstudien, die von momentanem Leben erfüllt sind. Sie zeugen von genauer Beobachtung und viel Liebe, und bringen gewissermaßen die Lust mit. Man spürt bei einer liegenden Sau die Hitze der Luft, bei einem springenden Fohlen die Freiheit der Landschaft. Das ist alles mit viel Geschmack gearbeitet, momentan, skizzenhaft und doch vollständig das Motiv ausschöpfend. Dagegen ist die Symbolik an den großen Bronzefiguren des Doms zu Ripen sehr billig und sehr profanisch. Unten Wellenzüge, in der Mitte Lehren, als Türklinte ein Schneckengehäuse, den Türing hält ein Stierkopf im Maul. Das soll darstellen, daß der Ort an der See liegt, Wiesenreichtum besitzt und Viehzucht und Ackerbau treibt. Immerhin erfreut auch hier eine gewisse Frische der Anschauung, die sich lieber bescheiden auf sich stellt, als in billiger Weise Formen aus der Vergangenheit übernimmt.

Der märkische Künstlerbund zeigt ein erfreuliches Niveau, das nicht begeistert, doch auch nicht verstimmt. Sehr pridelnd malt Schinkel die Frühlingschönheit der Mark; doch trifft er auch den düsteren Ton des In-sich-Verfinsterns, der dieser Landschaft eigen ist. Achtenhagen malt breiter, er arbeitet in flüchtigen, großen Kontrasten, am besten sind die Bilder, in denen er Ansichten von Dörfern gibt, die tief im Grünen liegen. Geher bevorzugt einen grauen Schieferton. Es gelingt ihm, die zarten Töne märkischer Landschaft markant wiederzugeben. Naher Eichberg arbeitet mehr auf das Dekorative hin, wozu ihm die in tiefem Abendlicht erglühenden Kiefern über dem See Gelegenheit geben. Gute Kollektionen von Julie Wolfshorn, Phil. Brand, Fabian schließen sich an. Hermann Lang läßt sich in seinen Plastiken von der römischen Kunst anregen. Seine Büsten, speziell die Kinderbüsten, sind sachlich und zugleich natürlich und haben eine gute, ruhige Haltung. Das Beste gibt der Künstler in einem Relief eines trinkenden Knaben; der Körper hebt sich in breiten Konturen flüchtig von dem Grund ab; es ist Können und Stil in der Arbeit, wenn auch kein eigener Stil, so doch ein mit Umsicht aus Fremdem genommener.

Der fromme Mann.

Eine tragikomische Geschichte von Heinrich Traube.

Es war einmal ein frommer Mann, dem ging alles verquer. In seinem Leben kam alles anders, als er dachte, und das ging so zu:

Von Jugend auf war er fromm gewesen. Als Kind hatte er die Sonntagschule besucht, später den Jünglingsverein, und jetzt war er im Evangelischen Männerverein. Er war Anti-Alkoholiker und gehörte dem Weißen Kreuz an. Natürlich hatte er sehr viel fromme Bücher gelesen und vor allem recht viel Lebensgeschichten frommer Männer und christlicher Familien. Stets hatte er sich an solchen Schriften erbaut, und sein Herz war einfältig geworden, und in seiner Jugend schon hatte er beschlossen, auch so ein frommer Mensch und christlicher Familienvater zu werden. Aber es kam leider anders.

Als Lehrling war er sitzhaft und arbeitete fleißig, nagte nie, denn in den frommen Büchern hatte er gelesen, daß der christliche Meister solchen Lehrlingen als besondere Belohnung für ihren Fleiß das letzte Vierteljahr der Lehrzeit schenkte. Es kam aber anders. Der Lehrherr schenkte dem frommen und faulen Stüblich das letzte Vierteljahr und war froh, daß er ihn los war. Unserem Freunde aber schenkte er nichts, sondern freute sich, daß er einen so Dummen gefunden hatte, den er ausnützen konnte.

Später als Geselle hielt er sich von allen Sozialdemokraten fern, machte willig Leberstunden und schmählte nicht über geringen Lohn. Stand doch in seinen frommen Büchern, daß wirkliches Verdienst immer belohnt würde. Ja, wie oft hatte er nicht gelesen, daß die zufriedenen Chefs einen fleißigen Arbeiter zum Werkführer, ja oft sogar zum Kompagnon ernannt hätten. Als die anderen streikten, arbeitete er natürlich weiter. Die Belohnung würde schon kommen. Und sie kam auch. Die anderen erhielten mehr Lohn und er wurde entlassen.

Darüber grämte er sich gar sehr, denn in den frommen Büchern wurden die Boshaften stets bestraft. Nach seinen eigenen Erfahrungen traf das aber nie zu. Indes tröstete er sich. Es würde schon noch kommen.

Er freite eine sittige Jungfrau, wie ihm deuchte, und freute sich auf das echt christliche Familienleben, das nun folgen würde. Unglücklicherweise bekam die teure Gemahlin nach sechs Monaten ein Kind. In den frommen Büchern traf dieses fröhliche Ereignis immer erst nach einem Jahre ein.

Aber auch darüber setzte er sich hinweg. Was tut ein echter Christ nicht alles? Leider hatte er bei seiner neuen Arbeit Pech. Er geriet mit einer Hand in das Getriebe und verlor den Arm. In seinen frommen Büchern kam so etwas auch vor, doch dann erschien meist die Gattin des Fabrikanten mit Kuchen und Eiern, mit Fleisch und Wein und tröstete den Unglücklichen, und beim Fortgehen hinterließ sie meist eine Rolle Geld.

Werkwürdig, die Frau erschien nicht, so sehr er auch wartete. Im Gegenteil, er litt bald furchtbare Not, und seiner Familie ging es sehr schlecht. Doch der fromme Mann verzagte nicht. Noch hatte er ja etwas zu versehen.

In den frommen Büchern erbarmte sich stets jemand des Krüppels, und gab ihm leichte Arbeit, und seiner Frau Verdienst durch Waschen; oder aber irgend ein edel denkender Wohltäter schenkte Geld zur Gründung eines Zigarrengeschäfts.

Doch nichts Derartiges wollte eintreten. Von seiner knappen Unfallrente und ein paar Gelegenheitsgroßen hungerte sich die Familie durch. Aber der fromme Mann haberte nicht mit dem Schicksal. Stand nicht in seinen Büchern, daß über alle Not das gemeinsame Band der christlichen Ehe hinweghülfe. Trösteten sich nicht echte Christen gegenseitig? Und hatte er nicht die Hoffnung auf einftiges Wohlergehen?

Leider brannte seine Frau nach kurzer Zeit mit einem jungen Arbeiter durch. Fast überstieg dies seine Glaubenskräfte. Aber der Herr schickte die Jünglinge zur Läuterung der Reuigen, so stand in seinen frommen Büchern. Und er wollte verzagen? Gerade wollte er seine Rente holen, da trat er auf eine Apfelsinenschale, die ein boshafter Junge auf die Erde geworfen hatte, glitt aus und brach ein Bein. Das war schlimm.

Er kam ins Krankenhaus. O, jetzt würde es köstlich werden. Sicher läme eine fromme tröstende Schwester an sein Bett und pflegte und erbaute ihn. Die Schwestern im Armenkrankenhaus hatten aber alle keine Zeit. Und außerdem fühlte er so oft Hunger.

Nachdem er entlassen war, stellte sich heraus, daß das Bein nicht ordentlich geheilt war. Doch er ertrug alle Schmerzen willig und mit Ergebenheit, wie es sich für einen rechten Glaubenshelden geziemt.

Seine Unfallrente wollte man trotz seiner völligen Arbeitsunfähigkeit nicht erhöhen; denn — so schrieben die Weisen — sei seine Schuld, daß er auf die Apfelsinenschale getreten sei.

Werkwürdig alles, höchst merkwürdig. In seinen frommen Büchern, trat dann immer der Pfarrer in Aktion und brachte solche Armen in einem Altersversorgungshause unter, wo man gut zu essen bekam, und in einem niedlichen Garten spazieren gehen konnte.

Der Pfarrer, an den er sich wandte, gab ihm vier Pfennig,

und das hatte ein Gendarm gesehen, und unser fromme Mann mußte ins Gefängnis.

Nachdem wurde er noch ein paarmal eingesperrt — etwas, was auch nicht in den frommen Büchern stand — und dann brachte man ihn ins Arbeitshaus, und zu guter Letzt in ein Armenhaus.

Der fromme Mann jubelte. Jetzt gingen seine frommen Bücher in Erfüllung. Man mußte nur ausharren, so hatte er immer gesagt. Leider sah das Armenhaus ganz anders aus, als die, welche in seinen frommen Büchern geschildert wurden.

Dort wurde von alten ehrwürdigen Greisen und edlen Matronen, welche beteten und sangen, erzählt. Und alle bildeten eine Familie, lasen fromme Bücher und erbauten sich gegenseitig, mit einem Worte: führten einen gottseligen Lebenswandel, und tiefe Trauer erfüllte alle, wenn einer starb.

Er aber kam zwischen versoffene, priemende Kerls, welche schlugen und sich rauchten, wüste Reden führten und vom Beten nichts wissen wollten.

Merkwürdig, höchst merkwürdig. Er hatte einmal in frommen Büchern gelesen, daß auch in die schlechteste Gesellschaft die Saat des Guten zu streuen sei, und daß diese Saat herrlich aufgehe und Früchte trage. Und er beschloß zu säen. Eines Tages nahm er die Bibel hervor, bat um Ruhe und fing an zu predigen:

„Geliebte in Christo! — — —“
Die Armenhäusler lachten laut auf und jauchzten vor Vergnügen. Herrgott gab das einen Spaß. Unser frommer Mann ließ sich nicht beirren:

„Geliebte in Christo! Der Herr, welcher auch hier unter uns weilt, hat uns die Not des Lebens auskosten lassen, so daß wir manchmal schier verzweifeln möchten. O mit nichten, Geliebte, sollen wir das tun. Vielmehr freudig und zufrieden sein, denn wir haben ja die Hoffnung auf ein besseres Jenseits, wo wir tausendfach entschädigt werden für alle Not und allen Jammer dieses Lebens. Geliebte in Christo, wir müssen uns diese Seligkeit aber verdienen. Manchmal will es mich bedünken, als wenn einzelne unter uns nicht den Wandel führten, den Gott von uns verlangt — — —“

Bisher waren alle still gewesen, wenn sie sich auch lächelnd anblinnten und mit den Augen zwinkerten. In diesem Augenblicke aber wurde er unterbrochen. Der Armenhäusler Benschler rief laut zu einem anderen Insassen hinüber:

„Du, Willem, damit meint er Dich!“
„Wat? Mich?“ rief eine verhoffene Stimme und ehe sich unser Freund versah, trat der erbohte und betrunkene Armenhäusler hervor, nahm seine Schnapsflasche und schlug dem frommen Mann damit auf den Kopf. Die Scherben flogen im Zimmer umher, aber immer rasender schlug der wütend gewordene Armenhäusler auf den frommen Mann ein. Nicht lange darauf gab unser Held seinen Geist auf.

Niemand jammerte um ihn, vielmehr gröhlten die betrunkenen Armenhäusler laut Weisfall.

Das ist die traurige Geschichte vom frommen Manu, dem alles verquer ging, und von dem es nicht einmal feststeht, ob er wirklich in den Himmel gekommen ist. —

Kleines feuilleton.

Die Frau und die moderne Wissenschaft. Die hohe wissenschaftliche Auszeichnung einer Frau ist bei der diesjährigen Verteilung von Medaillen seitens der Londoner Royal Society, der angesehensten Gelehrtenvereinigung Englands, vorgenommen worden und hat in wissenschaftlichen Kreisen ebenso lebhaftes Aufsehen wie Genugtuung erregt. Es handelt sich um die nach Hughes, dem Erfinder des Mikrophons, benannte Medaille, die der Frau Ayrton zugesprochen worden ist für experimentelle Untersuchungen über den elektrischen Bogen und auch für Forschungen über die Sandwellen, die ganz regelmäßig am Meeresufer und auf Dünen auftreten und in den letzten Jahren die Aufmerksamkeit von Physikern und Geographen in hohem Grade erregt haben. Die Tatsache dieses Beschlusses der Royal Society veranlaßt in Verbindung mit der gleichzeitigen Ehrung von Frau Curie gelegentlich ihrer Antrittsvorlesung an der Sorbonne in Paris die „Nature“ zu einer Auseinandersetzung über die Fortschritte des weiblichen Geschlechts auf dem Gebiete originaler wissenschaftlicher Forschung. Frau Ayrton und Frau Curie haben ihre wissenschaftlichen Untersuchungen beide ohne jede Unterstützung begonnen und durchgeführt, und ihre Fachgenossen haben ihre schöpferischen Fähigkeiten ohne Einschränkung anerkannt. Frau Ayrton hat ihre Experimente zum Teil in den Laboratorien ausgeführt, die unter der Verwaltung ihres um die Physik und die Meteorologie hochverdienten Gatten stehen, aber sie ist sowohl in der Stellung ihrer Aufgabe wie in ihrer Verfolgung durchaus unabhängig gewesen. Die Royal Society hat hier zum ersten Male eine ihrer höchsten Auszeichnungen einer Frau zuerkannt, ohne ihren Namen mit dem eines Mannes zu verbinden, während sie im Jahre 1903 eine

andere nach dem berühmten Davy benannte Medaille noch der Frau Curie gemeinsam mit ihrem Gatten verlieh, obgleich die eigentliche Entdeckung des Radiums ein Verdienst von Frau Curie allein gewesen ist. Es wird gewiß eine große Genugtuung hervorrufen, daß auch die höchsten wissenschaftlichen Anstalten, die, wie die Royal Society ausschließlich Männer zu Mitgliedern zählen, sich bereit finden, ihre Auszeichnungen ohne Unterschied des Geschlechts nur nach Verdienst zu vergeben. Man sollte nun meinen, daß die logische Folge der vom modernen Geist durchwehten Taten der Londoner Royal Society und der Pariser Universität dahin gehen würde, die Frauen auch zur Wahl in wissenschaftliche Gesellschaften oder Akademien zuzulassen, wenigstens in solche, die als alleinigen Zweck die Förderung wissenschaftlicher Erkenntnis auf ihre Fahnen geschrieben haben. Es ist bemerkenswert, daß es in Deutschland bisher noch kein Beispiel für ein ebenbürtig in wissenschaftlicher Forschung arbeitendes Ehepaar gibt, obgleich in letzter Zeit doch schon eine stattliche Zahl weiblicher Gelehrter auch in Deutschland herangebildet worden ist. Zum mindesten hat die deutsche Wissenschaft kein Paar von solcher Bedeutung aufzuweisen wie die Curies in Frankreich und die Ayrtons in England, denen noch das Ehepaar Huggins hinzuzufügen wäre, das seit Jahrzehnten hervorragende Leistungen in astronomischer und astrophysikalischer Arbeit vollbracht hat, an deren Belohnung der männliche Teil dieses Ehepaars bisher den Löwenanteil dabongetragen hat, obwohl Huggins einen großen Teil seiner Arbeiten gemeinsam mit seiner Frau und unter voller Anerkennung ihrer gleichwertigen Teilnahme veröffentlicht hat.

Humoristisches.

— Reid. „Alle gehn' i' wieder auf dem Bürgermeister sein' Sohn los! . . . Mit mir natürlich, weil i' a armer Teufel bin, raust keiner!“

— Pech. „Gestern auf der Straße schau' ich alleweil auf die Anteln und Radler . . . dertreiben überfährt mich einer mit 'm Schubkarren!“

— Verbittert. „Na, wie war's denn auf der Schreckspitze?“

— „Ach, ich sag' Ihnen, das Bier im Schußhaus elend!“

— „Na, und die Aussicht?“

— „Da hab' ich gar nicht mehr geschaut.“

— Gegenseitig. „Sie haben Ihr Klavier verkauft?“

— „Ja, erst hatte meine Frau keine Ruhe gegeben, bis ich ein Klavier kaufte, dann gab ich keine Ruhe, bis sie es verkaufte.“
(„Meggendorfer-Blätter.“)

Notizen.

— Die erste Aufführung der „Fledermaus“ im Loring-Theater ist auf Freitag, den 16. November anberaumt.

— Suzanne Després, vielleicht die marlanteste Pariser Schauspielerin neben der Méjane, wird am 15. Januar im Neuen Theater ein Gastspiel beginnen.

— „Auf roter Erde“, Schauspiel von Selma Erdmann-Jehniger, wurde im Bremer Stadttheater aufgeführt. Das realistische Kulturbild aus Elsfah-Bohringen behandelt die aufopfernde Liebe des Weibes, die vom Manne mit Untreue gelohnt wird.

— Der „Bürgermeister von Lehnin“, eine satirisches Lustspiel im Stile des Hauptmanns von Köpenick, fand im Hamburger Carl Schultze-Theater stürmischen Beifall.

— Sarah Bernhardt entfaltete Virtuosenkünste in einem neuen Versdrama von Catulle Mendès: „Die Jungfrau von Avila“, das den Sieg der himmlischen Liebe über die irdische — in der heil. Therese sehr wortreich und kompliziert behandelt.

— Die Berliner Sezession veranstaltet zwischen dem 1. Dezember und 1. Januar eine Schwarz-Weiß-Ausstellung im Kunstsalon Paul Cassirer, Viktoriastraße 35.

— Max Jordan, der frühere Direktor der Berliner National-Galerie, ist gestorben. Seiner Tätigkeit, die von 1874 bis 1895 dauerte, ist neben manchem Guten (besonders Menzelbilder) auch die Menge Durchschnittsware zu danken, die das Museum erfüllt. Welchen höfischen Einwirkungen Jordan schließlich weichen mußte, ist nicht bekannt geworden. Von den Schriften des Verstorbenen sind: „Tizians Leben“ und die deutsche Uebersetzung der grundlegenden „Geschichte der italienischen Malerei“ von Grove und Cavalcaselle zu nennen.

— Eine Uhde-Ausstellung wird die Münchener Sezession während des Januar 1907 veranstalten. Aus allen Epochen des Meisters sollen charakteristische Bilder und Studien vorgeführt werden.

— Das Bach-Museum in Eisenach soll zu Pfingsten 1907 eröffnet werden.

— Ein neuer Komet wurde von dem Astronomen Holger Thiele auf der Sternwarte in Kopenhagen entdeckt. Er steht im Sternbilde des Krebses und ist ziemlich hell.